

# Die neuen Lesben

In den Siebzigerjahren wurde Frauenliebe zum ideologischen Konzept erhoben. Heute prägen Partys, Internet und eine Miss-Gay-Wahl die Lesbenszene. Die Ideologie hat sich in Luft aufgelöst.

Text Julia Hofer, Bilder Walter Pfeiffer

Der Streit war da, bevor man wusste, worüber man stritt. Im vergangenen Jahr stellte die Lesbenzeitschrift «die» ihr Erscheinen ein. Eigentlich ein Glücksfall, dass zwei junge Frauen den Mut hatten, eine neue Zeitschrift zu lancieren. Sie nannten sie «Skipper», und um Missverständnisse auszuschliessen, gaben sie ihr den Untertitel «Magazin für lesbische Lebensfreude». Endlich seien die Zeiten der politisch korrekten, moralischen und langweiligen «die» vorbei, jubelten die Jungen in einem Streitgespräch in der Erstausgabe der «Skipper». Doch die älteren Lesben kritisierten ebendort, das neue Magazin richte sich an unpolitische und konsumorientierte Lesben. Sie empörten sich darüber, dass künftig unterdrückte Frauen nicht mal mehr in einer Lesbenzeitschrift eine Stimme bekommen sollten. Und hielten den Jungen vor, sie wüssten wohl nicht mehr, wie es zu den Erleichterungen in ihrem homosexuellen Alltag gekommen sei. «Oh doch», meldete sich die jüngste Diskussteilnehmerin zu Wort, «wir wissen es sehr genau. Schon alleine deshalb, weil uns dauernd um die Ohren gehauen wird, wie egal uns alles sei.»

Zürichs derzeit angesagteste Frauenparty «Lady Bumb» findet jeden zweiten Donnerstagabend in Kurt Aeschbachers Nachtclub-Labor statt. Die Musik ist unbeschwert poppig, an der Decke flimmert ein Film, in dem Sharon Stone eine Lesbe spielt. Von der Szenetussi bis zur Rastabraut ist alles vertreten, das Durchschnittsalter liegt bei 25 Jahren, alle tragen Turnschuhe. Die Partyveranstalterin und DJane Léa Spirig lehnt etwas erschöpft an der Bar, sie ist heute aus dem Urlaub zurückgekommen, hat 42 Stunden nicht geschlafen und soeben zwei Stunden lang Platten aufgelegt. Sie trägt einen karierten Schottenrock und ein Adidas-Trainerjäckchen, die blonden Haare hat sie zu zwei Pippi-Langstrumpf-Zöpfen zusammengebunden. Über die neue Lesbenzeitschrift «Skipper», die auf dem Bartresen zum Verkauf aufliegt, spricht die 25-Jährige begeistert - bis sie auf das Streitgespräch zu reden kommt: «Da sind mir beim Lesen alle Haare zu Berge gestanden.» Obwohl sie den Austausch mit der «alten Garde» sucht und pflegt und auch die politisch korrekte «die» regelmässig gelesen hat, will sie den Vorwurf, ihre Generation sei konsumgeil und unpolitisch, nicht auf sich sitzen lassen. Sie sagt: «Gewisse Frauen müssen endlich Augen und Geist öffnen, die sind in den Siebzigerjahren stehen geblieben.»

Vier Jahre ist es her, seit sie zusammen mit Irene Hafner Zürichs lesbische Partyszene aufgemischt hat. Es sei an der Zeit gewesen, neben den Frauenpartys im Kulturzentrum Kanzlei und Club Le Bal etwas Neues zu machen. Das Neue besteht vor allem darin, dass sich «Lady Bumb» im Labor - abgesehen davon, dass fast nur Frauen anwesend sind und man da und dort zwei Frauen knutschen sieht - kaum von anderen hippen Partys unterscheidet. Hier hat Frauenkultur nichts mehr mit lila Dekoration zu tun. Stattdessen ist sie mit einer Prise «Unkorrektheit» gewürzt: Schwule und ab und an sogar ein Heti-Mann dürfen rein, und niemand flippt aus, wenn die DJane einen Song von James Brown auflegt.

Nicht nur in Zürich haben sich die Lesben herausgeputzt. Es begann im August 1993, als auf dem Cover des US-amerikanischen Hochglanzmagazins «Vanity Fair» die Countrysängerin und bekennende Lesbe K. D. Lang (im Anzug) zu sehen war, die sich in anzüglicher Pose von Starmodel Cindy Crawford (im Badeanzug) rasieren lässt. Daraufhin machten Berichte über «Lipstick Lesbians» die Runde, die sich einmal pro Jahr in einem Hotel in Palm Springs, Californien, zu einem frivolen Partyweekend treffen. 2003 war die Zeit dann reif für die lasziv-erotischen Videoclips der russischen Lesbenpopband tATu. Und als sich Madonna und Britney Spears im selben Jahr an der MTV-Awards-Show dann noch einen Zungenkuss gaben, war der Glamourfaktor lesbischer Liebe endgültig neu definiert. In der Serie «The L Word», einer lesbischen Variante von «Sex and the City», ist die Frauenliebe nun zum populären Unterhaltungsstoff geworden. Und in den Köpfen weiblicher Teenager hat sich der «lesbian chic» unterdessen so weit eingenistet, dass viele überzeugt sind, Sex mit einer Frau sei eine Erfahrung, auf die man ebenso wenig verzichten sollte wie auf einen Vibrator.

Im Zürcher Frauenzentrum scheint die Zeit dagegen stehen geblieben zu sein. Das Haus kann nur betreten, wer den geheimen Klingelcode kennt. Auf die Treppenstufen hat jemand mit hellblauen Pinselstrichen «Männer haben hier keinen Zutritt» gemalt, an die Wand gepinnte Flyer lassen auf einen verschworenen Klub von Insiderinnen schliessen, die sich auf klar abgesteckten Bahnen zwischen Kultur und Politik bewegen. Im Haus sind verschiedene feministische Projekte eingemietet: die «Frauenzeitung FRAZ», eine Frauenbibliothek, eine Frauenrechtsberatung, ein Frauengesundheitszentrum und die Frauenbeiz Pudding Palace.

Präsidentin dieses «Naherholungsgebiets für Frauen» (Eigenwerbung) ist die 49-jährige Regula Bickel, sie hat die Haare locker hochgesteckt und trägt einen blauen Schal. Seit das Zürcher Stimmvolk dem Frauenzentrum vor fünf Jahren weitere Subventionen verweigerte, hat sie gemeinsam mit anderen ein Konzept ausgearbeitet, wie es trotzdem weitergehen kann. Im Frühling steht der Umzug in ein neues Haus bevor. Die Frauenbewegung habe in den vergangenen Jahrzehnten viel erreicht, sagt Regula Bickel an einem der langen Holztische im Pudding Palace, «doch heute ist die Aufbruchstimmung dahin». Ihre Stimme klingt matt. «Der Backlash ist enorm. Aber das scheint die Frauen nicht mal zu kümmern.»

Das Frauenzentrum wurde 1974 gegründet und war bis Mitte der Achtzigerjahre Basis der Zürcher Frauenbefreiungs- und Lesbenbewegung. Regula Bickel, die damals noch Männer liebte und in einer Frauenpunkband Saxofon spielte, erinnert sich an die Diskussionen über die «richtige» Auslegung des Feminismus, die Anfang der Achtzigerjahre im Frauenzentrum geführt wurden: Die lesbischen Feministinnen, die an vorderster Front der Frauenbewegung kämpften, forderten alle Frauen auf, ein «frauenbezogenes» Leben zu führen. Sie strebten nicht mehr die Gleichberechtigung in der bestehenden Gesellschaft an, sondern eine Gegenwelt, in der Männer nichts verloren hatten.

«Die Lesben verstanden sich als konsequenteste Feministinnen», sagt Regula Bickel, «und einige vertraten die Auffassung, ein selbstbestimmtes Leben als Frau sei nicht möglich, solange eine Frau einen Mann liebe.» Diese Haltung gipfelte im Slogan

«Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus die Praxis», der von der US-amerikanischen Feministin Ti-Grace Atkinson geprägt worden war. Der amerikanischen Autorin Jill Johnston gelang es, noch eins drauf zu setzen: «Bis nicht alle Frauen lesbisch sind, wird keine feministische Revolution stattfinden», schrieb sie im Kultbuch «Lesben Nation - die feministische Lösung».

## Lesbischsein als Lebenshaltung

Regula Bickel gehörte zu jenen Frauen, die sich tatsächlich eines Tages sagten: «Gopf, eigentlich will ich keinen Mann mehr.» Sie empfand es als Widerspruch, Frauenkultur zu machen, auf der Strasse für Frauenräume zu demonstrieren und gleichzeitig einen Mann zu lieben. Denn auch der fortschrittlichste Mann sei manchmal eben «ein klassischer Mann», zum Beispiel wenn es darum gehe, auf dem WC zu sitzen. Sie sagt: «Ich reduziere das Lesbischsein nicht auf die Sexualität, es ist mehr als das, es ist eine Lebenshaltung. Ich habe immer gesagt: Lesbischsein ist ein politischer Akt.» Die Frage, ob nur eine Lesbe eine richtige Feministin sein könne, hat heute zwar keine Spaltkraft mehr, zwingt aber zu einer diplomatischen Antwort: «Ich kann das Private nicht vom Politischen trennen. Für mich trifft es nach wie vor zu. Aber natürlich gibt es auch Feministinnen, die nicht lesbisch sind.»

Heute steht Regula Bickel mit ihren radikalen Ansichten ziemlich alleine da. Abgesehen von den feministischen ZOff!-Studentinnen, die durch die vergangenen Bundesratswahlen aufgeschreckt worden sind, kommen kaum noch Junge ins Frauenzentrum. Regula Bickel ärgert sich darüber: «Die Frauen und Lesben haben sich diesen öffentlichen Raum erkämpft. Soll das umsonst gewesen sein?» Doch sie mag nicht um die Jungen buhlen, «sie gehen lieber in die Disco, das ist nicht zu ändern».

Von einer Reform des ideologischen Überbaus, die das Frauenzentrum für Junge wieder attraktiver machen könnte, hält sie nichts. An einer Podiumsdiskussion im vergangenen Jahr wurde beispielsweise darüber diskutiert, ob man Männer an privaten Geburtstagsfeiern und Vernissagen im Restaurant dulden sollte. Die 54-jährige Marianne Dahinden, Mitorganisatorin des schwullesbischen Kulturfestivals «Warmer Mai», setzte sich vehement für eine Öffnung ein. Man könne sich nicht nur über mangelndes Interesse beklagen, sagte sie, man müsse mit der Zeit gehen. «Welche Künstlerin will schon eine Ausstellung machen, wenn sie nicht einmal einen Journalisten zur Vernissage einladen darf?» Regula Bickel blieb hart: «Dann sollen die Redaktionen eben eine Journalistin schicken, das kann doch wiederum eine Chance für eine Frau sein.»

Die 30-jährige kaufmännische Angestellte Karin Eschmann ist ebenfalls zur «Lady Bumb»-Party im Labor gekommen. Seit drei Stunden tanzt sie ununterbrochen, und sie sieht so frisch aus, als würde sie gerade ihre Morgengymnastik machen. Um sie herum schleicht ein Kameramann, der sie für einen Beitrag in der Fernsehsendung «Queer» filmt. Für die Miss-Gay-Wahl hatte sie sich angemeldet, weil sie zeigen wollte, dass es «doch völlig egal ist, welches Geschlecht man liebt - Hauptsache, man ist glücklich dabei». Eine Aussage, die vor zwanzig Jahren wohl kaum einer «Botschafterin der Lesben» über die Lippen gekommen wäre. Bei der Miss-Gay-Wahl gehe es nicht primär um Schönheit, sagt sie, und plötzlich klingt es doch ein bisschen so, als wolle sie sich rechtfertigen. «Wir mussten auch Fragen über das eidgenössische Partnerschaftsgesetz beantworten.» Lachend gibt die nebenamtliche Fitnessstrainerin zu, dass ihr dies schwerer gefallen sei als die Tanzperformance. Vor ihrem Amtsjahr hat sie noch nie an einer Demo teilgenommen. Jetzt beteuert sie schnell: «Ich will für das eidgenössische Partnerschaftsgesetz werben.»

Als sie neun Jahre nach der ersten Mister-Gay-Wahl im vergangenen Oktober zur ersten Miss Gay der Schweiz gewählt wurde, waren die Reaktionen in der Szene gemischt. Nicht alle können sich mit einem Schönheitswettbewerb identifizieren. Die Zeiten, als Schönheit in lesbischen Kreisen verpönt war, weil man sich mit einem unfemininen Äusseren von den Erwartungen der Männer abgrenzte, haben Spuren hinterlassen.

Die Frage, was denn nun der Unterschied zwischen einer lesbischen und einer heterosexuellen Beziehung sei, beantwortet Karin Eschmann, die früher ebenfalls mit einem Mann zusammen war, wie viele andere Lesben. Zumindest in diesem Punkt scheint man sich einig: «Zwei Frauen sind einander ähnlicher als ein Mann und eine Frau. Die Gespräche sind intensiver.» (Die Partyveranstalterin Léa Spirig würde hier noch ergänzen: «Man kann Lippenstifte und Klamotten tauschen.») Sie stellt klar, dass das Klischee, die hat einfach immer Pech gehabt mit Männern, in ihrem Fall falsch sei. Möglich, dass sie sich wieder einmal in einen Mann verliebt. Ihre sexuelle Identität gilt nur noch für die aktuelle Lebensphase.

Brigitte Rössli erscheint im Faserpelz und mit Rucksack zum Interview, so als möchte sie jederzeit aufbrechen können, falls spontan zu einer Frauendemo aufgerufen werden sollte. Sie hat eine gute Ausstrahlung, bodenständig wie eine Bäuerin. Als Kopräsidentin der Lesbenorganisation Schweiz (LOS) ist die 41-Jährige ein politisches Schwergewicht der Szene. Ihr Name ist untrennbar mit der Forderung nach dem eidgenössischen Partnerschaftsgesetz verbunden, sie sagt: «Es ist an der Zeit, dass auch gleichgeschlechtliche Paare ihre Partnerschaften juristisch absichern können.» Eine pragmatische Forderung, die in den Ohren von Regula Bickel, der Präsidentin des Frauenzentrums, wie Verrat klingt: «Das Partnerschaftsgesetz ist ein Sondergesetz für eine Sondergruppe, ausserdem imitiert es die patriarchische Ehe», sagt sie, «wenn man sich damit zufrieden gibt, begräbt man die Utopie.»

Brigitte Rössli hält eine Organisation, die ausschliesslich die Interessen der Lesben vertritt, auf nationaler Ebene für unerlässlich, denn: «Unsere Anliegen sind nicht identisch mit denjenigen der Schwulen. Nur wenn wir eine eigene Organisation haben, sind die Politikerinnen und Politiker gezwungen, uns anzuhören.» Sie erzählt vom 1931 in Zürich gegründeten Damenklub «Amicitia», dem ersten Lesbenklub der Schweiz, der später, als die Lesben den schwulen Herrenklub «Exzentric» bei sich aufnahmen, von den Schwulen sozusagen übernommen worden ist. Sie macht ein ernstes Gesicht: «Es war wie so oft: Die Frauen leisteten die Aufbauarbeit, die Männer ernteten die Früchte. Wir dürfen nicht vergessen: Lesbische Frauen waren und sind immer doppelt diskriminiert - als Frauen und als Lesben.» Das erkläre nicht nur, warum es mehr geoutete Schwule als Lesben gebe, sondern sei auch einer der Gründe, warum die Geschichte der Lesbenbewegung eine andere sei, als die der Schwulenbewegung. «Wir mussten zuerst für die Gleichstellung der Frauen kämpfen, bevor wir die Sache der Lesben voranbringen konnten. Die Schwulen waren als Männer dagegen nie unterdrückt.»

Sie verstehe sich privat zwar gut mit Männern, sagt Brigitte Rössli, doch wenn sie ausgehe, bleibe sie lieber unter Frauen. Die Stimmung auf einer Frauenparty sei freier als auf einer gemischten Party, schwärmt sie, und sie, die höchstens einsechzig

misst, verliere auf der Tanzfläche nicht so schnell den Überblick. Ausserdem hat sie es satt, von Heteromännern angemacht zu werden, die Lesben oftmals als «letzte Herausforderung» betrachteten. Männer versuchten, Lesben zu erobern, sagt sie, weil sie generell Macht über Frauen ausüben wollten. Frauen würden anders ticken. «Oder kennen Sie eine heterosexuelle Frau, die einen Schwulen rumkriegen wollte?»

28 Jahre alt musste Brigitte Rösli werden, um zu erkennen, dass sie lesbisch ist. Anders als die Präsidentin des Frauenzentrums Regula Bickel wollte sie durch die Änderung der sexuellen Identität aber nicht das Joch des Patriarchats abschütteln - sie musste sich zuerst aus dem engen Korsett einer stockkatholischen Erziehung befreien, bevor sie lesbisch leben konnte. Sie glaubt, die Zeit vor dem Coming-out sei für viele junge Lesben auch heute noch schwierig. Trotz Lesbenpartys und Internet. Lesbischsein, ein Trend? Bestimmt nicht. «Ein Zungenkuss unter Freundinnen mag vielleicht en vogue sein, aber was ist, wenn es ernst wird?»

Im Gegensatz zu Brigitte Rösli ist Simone Bander von den Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich, den HAZ, der Meinung, Schwule und Lesben müssten am selben Strick ziehen, um politisch etwas erreichen zu können. Die 26-Jährige trägt einen braunen Pullover mit einem Karomuster, das wie ein Panzer wirkt. Sie lacht flüchtig und spricht hastig, als würde sie dauernd an die Dinge denken, die sie heute noch erledigen muss. Sie ist eine jener Frauen, die nur aus Engagement zu bestehen scheinen. Angefangen hat es mit der Pfadi, heute ist die Studentin der Umweltwissenschaften in der Geschäftsleitung der HAZ und deren Sekretärin, sie leitet die Arbeitsgruppe «AG Schule» («Homosexualität muss in der Schule ein Thema werden»), ausserdem ist sie in der LOS in den Fachgruppen «Politik» und «Internationale Kontakte» engagiert («Wir unterstützen den Aufbau einer Lesbengruppe in China»).

## Die Fremde in der Dorfbeiz

Im Frauenzentrum war sie nur gerade ein einziges Mal. Sie sass mit ihrer damaligen Freundin im Restaurant Pudding Palace und sei angestarrt worden wie eine Fremde in der Dorfbeiz. Die ältere Generation habe Wichtiges geleistet, sagt sie anerkennend, «sie haben Lesben in der Geschichte und in unserem Alltag sichtbar gemacht». Doch mit der alten Ideologie kann sie nicht mehr viel anfangen, politische Visionen sind pragmatischen Ansätzen gewichen. Lesbischsein soll subversiv sein? Ein politischer Akt? Sie schüttelt ungläubig den Kopf. «Man kann Vegetarierin werden, aber doch nicht Lesbe.» Auch mit dem Ideal eines frauenbezogenen Lebens kann sie nichts mehr anfangen. «Ich weiss nicht, ob es mir mehr Spass machen würde, nur mit Frauen zu arbeiten», sagt sie ketzerisch.

Dass in einer lesbischen Beziehung die Rollen nicht qua Geschlecht zugeordnet werden, sondern ausgehandelt werden müssen, sei im entferntesten Sinne vielleicht noch als subversiv zu bezeichnen. Doch auch hier spricht sie lieber von einem (harmloseren) Spiel mit Geschlechterstereotypen - ganz im Sinne der «Queer»-Theorie, die in den Neunzigerjahren populär wurde. Für sie ist das Erbe der Lesbenbewegung manchmal auch eine Belastung, sie sagt: «Das Klischee von der männerhassenden Lesbe ist fast nicht auszurotten.»

Als vor einem Jahr die Lesbenberatung vom Frauenzentrum in die HAZ umzog, war man sich innerhalb der Szene einig: Jetzt hat die HAZ mit ihren offeneren Strukturen und der pragmatischen Politik dem dogmatischen Frauenzentrum endgültig den Rang abgelaufen. Doch Simone Bander wehrt ab: «Die Jungen sind auch nicht bei uns. Die surfen lieber im Internet.»

Fab und Sunci sind 35 und 28 Jahre alt und die Erfinderinnen der weltweit grössten Lesbenwebsite. Von der Welt abgewandte Frauenräume mögen die beiden Schweizerinnen nicht besonders. Vor fünfzehn Jahren habe sie einmal einen solchen aufgesucht, erzählt Fab, die in Doc Martins, Hemd und Jeans steckt, doch der sei nicht gerade einladend gewesen, man habe klingeln müssen, um überhaupt reinzukommen. Wie eine Verbrecherin sei sie sich vorgekommen. Sunci, die Jüngere, bezeichnet sich selbst als Optimistin. Ihre Freundin Fab, in deren Gesicht sich auch härtere Züge finden, sagt von sich: «Ich habe mich von ihrem Optimismus anstecken lassen.»

Vor sieben Jahren lernten sich die beiden im Internet kennen. Sie verabredeten sich, fanden «wow, das war jetzt aber einfach» und beschlossen, das auch anderen Lesben zu ermöglichen. Zwei Wochen später war [www.shoe.org](http://www.shoe.org) bereits online. Fab und Sunci erfanden Userprofile, Diskussionsforen (dasjenige zum Thema Feminismus stiess auf das geringste Interesse) und einen Internetshop. Heute hat die Website, auf deren Startseite davor gewarnt wird, sie sei «Totally Girl Powered», beinahe 90 000 Mitglieder. Dieser lesbischen Community geht es um Freundschaften, Ausgang und Spass. Dabei sind Fab und Sunci durchaus Idealistinnen, ihre Ideale sind aber nicht mehr politischer Natur, sondern menschlicher. «Wir wollen, dass unsere Mitglieder offen aufeinander zugehen. Sich über Äusserlichkeiten wie Alter und Aussehen zu charakterisieren, ist bei uns deshalb verboten.»

Auch Fab und Sunci sind kritisiert worden. Amerikanische Lesben forderten, es müsse «Totally Womenpower» auf der Startseite heissen. Darüber kann sich Fab immer noch aufregen: «Sie begreifen einfach nicht, dass es nur ein Spruch ist!» Mit ihrem Motto «Wir verbrennen unsere BHs nicht - wir tragen unsere Wonderbras mit Stolz» seien sie den Feministinnen in den Rücken gefallen, schrieben andere. Es gab eine Zeit, da versuchten sie, die Texte politisch korrekter zu formulieren. Doch genau so habe es dann auch geklungen, «wie von einem Anwalt geschrieben», sagt Sunci. Sie beschlossen, zu ihrer alten Unbekümmertheit zurückzukehren.

Politisch engagieren sie sich wie die meisten Jungen nur noch, «wenn es sich gerade ergibt»: Als es im Wallis vor vier Jahren zu einer Hetzkampagne gegen eine Gay-Parade kam, riefen sie dazu auf, auf der Website einer konservativen Lokalzeitung abzustimmen. Deren System brach daraufhin zusammen, man sprach von einem Hackerangriff, «da waren wir schon ein bisschen stolz», sagt Sunci. Fab erklärt, warum sie den radikalen Parolen abgeschworen hat: Als Teenager habe sie eine radikalfeministische Phase durchgemacht, sie sei so extrem drauf gewesen, dass sich viele von ihr abgewandt hätten. «Da merkte ich, hey, du grenzt dich mit deinem Verhalten ja selbst aus.»

Die beiden Frauen gestehen, es komme ihnen seltsam vor, so ausführlich über ihr Lesbischsein zu reden. «Heute ist Lesbischsein für mich kein Thema mehr», kann Sunci nach dreissig Jahren Lesbenbewegung sagen, «denn nur wenn man es nicht mehr thematisieren muss, ist es wirklich normal.» Dass sie Frauen liebt, ist nur noch eine sexuelle Präferenz und nichts mehr, was sie antreibt, sich anders mit der Welt auseinander zu setzen. «Ich bin in erster Linie Mensch, nicht Lesbe», sagt Fab.

Und Sunci überlegt: «Manchmal habe ich das Gefühl, die Älteren missgönnen uns, dass wir lesbisch sein können, ohne es dauernd thematisieren zu müssen.» Sie schüttelt den Kopf, «aber haben sie nicht genau dafür gekämpft?». Natürlich ist ihnen bewusst, dass es ihre Website ohne die Lesbenbewegung kaum geben würde. «Aber die Zeiten ändern sich», sagt Fab. «Heute ist es vollkommen lächerlich, Anrufbeantworterin anstatt Anrufbeantworter zu sagen.»

## Naherholung unnötig

Auf Lesbenpartys gehen die beiden nur noch selten, sie brauchen kein «Naherholungsgebiet» mehr. Nur einmal, in Jamaica, hat sie ein betrunkenen jungen Mann angemacht und gebettelt, mit ihnen aufs Zimmer zu dürfen, doch «das fanden wir eher lustig», sagt Sunci. In Zürich sei die Stimmung auf Frauenpartys ausserdem oftmals cool, die Szene sei klein, jede kenne jede, man fühle sich beobachtet. «Oft stehen die Frauen dort rum, als wollten sie sagen: Dieser Raum gehört mir, dieses Bier gehört mir, diese Frau gehört mir.»

Selbst die Partyveranstalterin Léa Spirig kennt das Problem. Sie gibt zu, lieber auf den exzentrischen Partys der Schwulen Platten aufzulegen. «Die Stimmung ist unbeschwerter.» Männer seien im Ausgang eben auf Sex und Fun aus, versucht sie den Unterschied zu erklären, Frauen wollten dagegen miteinander quatschen. Sie denkt nach. «Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass unsere Partys immer noch das Image haben, radikale Veranstaltungen zu sein.»

Vielleicht ist es auch gar nicht so einfach, sich endgültig von diesem Selbstbild zu verabschieden. Léa Spirig gehört im Gegensatz zu Fab und Sunci zu jenen jungen Lesben, die gerne Teil einer Bewegung wären. Wird im Parlament eine frauen- oder lesbenpolitische Vorlage verhandelt, steht sie um acht Uhr morgens vor dem Bundeshaus, um zu demonstrieren. Im Mini. Und mit knallrot geschminkten Lippen. Als sie wegen dieser Aufmachung einmal von einer älteren Feministin des Verrats am Feminismus bezichtigt wurde, schlug sie zurück. Weil sie wusste, dass ihre Kritikerin nicht lesbisch war, antwortete sie: «Wer von uns beiden ist wohl konsequenter? Ich, die Lesbe? Oder du?»

Karin Eschmann, 30, kaufmännische Angestellte, Fitnesstrainerin und erste Miss Gay

Julia Hofer ist Redaktorin der Zeitschrift «annabelle»

(julia.hofer@annabelle.ch).

Walter Pfeiffer ist Fotograf und Künstler in Zürich. Von ihm erschien das Buc «Walter Pfeiffer 1970-1980».

Simone Bander, 26, Studentin der Umweltwissenschaften und Aktivistin in den Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich

Brigitte Röösl, 41, Kopräsidentin der Lesbenorganisation Schweiz

Regula Bickel, 49, Präsidentin des Zürcher Frauenzentrums

Fab, 35 (links), und Sunci, 28, Gründerinnen der Lesbenwebsite [www.shoe.org](http://www.shoe.org)

Léa Spirig, 25, DJane, Partyveranstalterin